

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

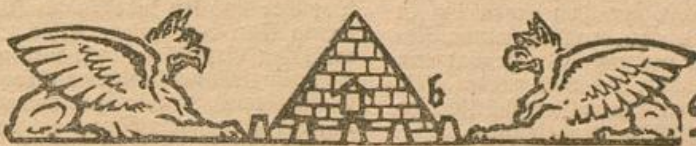
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922**

26.2.1922 (No. 9)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 9



26. Febr. 1922

Arthur Drews / Zu Eduard von Hartmanns 80. Geburtstag.

Am 23. Februar waren es 80 Jahre, daß Eduard v. Hartmann in Berlin geboren wurde. Wer ist Eduard v. Hartmann? Einst war der Name im Munde aller gebildeten und philosophisch interessierten Leute. Das war damals, in den ersten siebenziger Jahren, als die „Philosophie des Unbewußten“ (1869) eine Auflage nach der andern erlebte und sie ebenso im Mittelpunkt der allgemeinen Erörterung stand, wie etwa in der Gegenwart Spenglers „Untergang des Abendlandes“. Die „Philosophie des Unbewußten“ war das Modebuch, Hartmann der Modephilosoph jener Zeit. Und dennoch war jenes Buch recht eigentlich „unzeitgemäß“ in verwegensem Sinne. Es war durch und durch metaphysischer Natur, wo doch die Metaphysik damals von der amtströmlichen Wissenschaft in Acht und Bann getan war und der eben begründete Neukantianismus dem Publikum nicht energisch genug in die Ohren hämmern konnte, daß Kant die Unmöglichkeit aller Metaphysik „ein für alle Mal bewiesen“ habe. Es verlegte den Schwerpunkt der Wirklichkeit in ein „Unbewußtes“, während auf allen Kathedern Europas damals als Wahrheit verkündigt wurde, daß Sein und Bewußtsein ein und dasselbe seien. Es strebte eine Verschmelzung der Allvernunftlehre Hegels und der Allwissenstheorie Schopenhauers an, wo doch alle „wissenschaftlichen“ Geister damals darüber einig waren, daß Hegel ein nichtswürdiger „Scharlatan“ und Schopenhauer ein „Dilettant“ sei, der von seinem Universitätsprofessor ernst genommen wurde. Wie hätte also nicht auch Hartmann von ihnen als Dilettant angesehen und seine „Philosophie des Unbewußten“ als „unwissenschaftlich“ zurückgewiesen werden müssen, zumal ihr Verfasser sich bekommen ließ, in einer Reihe feckter Streitschriften ihren modischen Kantianismus mit seiner Verflüchtigung der Wirklichkeit in bloßes Bewußt-Sein oder Vorstellungs-Sein zu bekämpfen und zu zeigen, daß es ihm wirklich ernst sei mit seiner Metaphysik des Unbewußten.

Es kam hinzu, daß Hartmann es durch seine „Philosophie des Unbewußten“ auch mit den Naturforschern verdorben hatte. Und die Naturwissenschaft war doch damals recht eigentlich das geschätzteste Schicksal des großen Publikums. In einer Zeit, wo der Darwinismus vor kurzem seinen Siegeszug durch die Welt angetreten hatte und für eine rein mechanische Auffassung des Entwicklungsvorganges um Anhänger warb, deckte Hartmann die Unhaltbarkeit der mechanistischen Prinzipien Darwins auf, wies er die Unzulänglichkeit des Kampfes ums Dasein für die Erklärung der organischen Entwicklung nach und wagte es, für die Annahme einer objektiven Naturzweckmäßigkeit sich einzusetzen! Was Wunder, daß der „Dilettant“ auch hier mit der tiefsten sittlichen Entrüstung abgewiesen wurde. Und nun gar, als er sich herausnahm, seine Berechtigung, in naturwissenschaftlichen Fragen mitzureden zu dürfen, dadurch zu beweisen, daß er die Naturforscher mit einer Schrift hinter das Licht führte, die scheinbar die „Philosophie des Unbewußten“ bekämpfte und von den Vertretern der Wissenschaft (selbst einem Häckel) als „beste Widerlegung“ jenes Wertes empfohlen wurde, in Wahrheit aber gar nicht ernst gemeint war und Hartmann selbst zum Verfasser hatte! Ein Schrei der Entrüstung ging durch die sogenannte wissenschaftliche Welt, und

man kam stillschweigend überein, den anmaßlichen Gegner hinfort durch gänzliches Totschweigen seiner Auslassungen matt zu setzen.

Damit waren auch die Theologen zufrieden. Der Pantheismus der „Philosophie des Unbewußten“ war ihnen in höchstem Maße un bequem. Gar, als Hartmann den damals in höchster Blüte befindlichen liberalen Protestantismus in seiner Schrift über „Die Selbsterlösung des Christentums“ angriff, in der „Krisis des Christentums“ auch den spekulativen Protestantismus eines Biedermann, Lippius und Pfeleiderer ad absurdum führte und in seiner Religionsphilosophie für eine Verschmelzung des als unzulänglich erwiesenen Christentums mit der indischen Weltanschauung eintrat und dem Pessimismus auch auf ethischem und religiösem Gebiete seine Stelle zu erkämpfen strebte, da war man allgemein einig darüber, daß dieser Philosophie in der deutschen Wissenschaft keine Stelle eingeräumt werden dürfe.

Viele Stunde, wir haben es ja im Weltkrieg selbst erfahren, sind des Hagen Tod. Gegen die Uebermacht seiner Gegnerschaft vermochte der eine Hartmann auf die Dauer nicht aufzukommen. Man verleibete dem Publikum seine „Philosophie des Unbewußten“ durch boshafte und hämische Kritiken, die man fortgesetzt gegen dieses Werk richtete, wofür man es nicht lieber vorzog, es überhaupt gänzlich totzuschweigen. Man gab vor, den „Dilettanten“ auch in seinen folgenden Werken nicht ernst zu nehmen, überließ seine Veröffentlichungen geistlich und sorgte auf Grund der einem zur Verfügung stehenden Macht dafür, daß auch kein Vertreter Hartmannischer Ideen in Deutschland eine Lehrkanzel bestieg. Eine Philosophie, die aber nicht ununiversitätsfähig ist, die keine Schüler heranbilden kann, ist damit nur allzu bald der allgemeinen Vergessenheit ausgeliefert. So erlitt es der Hartmannischen Philosophie. Seit den achtziger Jahren konnte sie für so gut wie „erledigt“ angesehen werden. Man erinnerte sich ihrer höchstens noch als eines Meteors, das blendend einmal am philosophischen Himmel aufgestiegen sei, um ebenso schnell wieder zu verschwinden, wie es gekommen sei. Und während der Philosoph ein umfangreiches Werk nach dem andern, seine Ethik, seine Religionsphilosophie, seine Aesthetik erscheinen ließ, die zu den bedeutendsten Erzeugnissen des deutschen philosophischen Schrifttums gehören, trieb man auf den deutschen Kathedern Kantphilologie, tanzte man vergnügtlich auf dem dünnen Seile erkenntnistheoretischer Doktorfragen oder suchte in der Psychologie, womöglich der experimentellen, einen Ersatz für die ausgeschaltete Metaphysik und befümmerte sich um den Philosophen des Unbewußten so wenig, daß ein junger Mann hinfort sechs Semester in Deutschland Philosophie studieren konnte, ohne von Hartmann aus dem Munde der Professoren auch nur den Namen zu erfahren.

In etwas ist hierin ja inzwischen eine Wandlung eingetreten. Seit dem Beginne des neuen Jahrhunderts sank der Darwinismus bei den Vertretern der Naturwissenschaft im Ansehen so gewaltig, daß Forscher, wie Reiske, Driesch und andere, es wagen durften, für den verworfenen Vitalismus und die Naturzweckmäßigkeit wieder eine Lanze einzulegen, ohne darum für „unzurechnungsfähig“ angesehen zu werden. Und jetzt er-

innerte man sich allmählich in den Kreisen der Neuvitalisten auch wieder daran, daß Hartmann der erste gewesen sei, der den Mechanismus mit so ziemlich all den Gründen bereits in den siebziger Jahren belächelt hatte, die man jetzt gegen ihn ins Feld zu führen hatte. Vor allem war es Hartmanns letztes großes Werk „Das Problem des Lebens“ (1906), das den Jahrzehnte langen Bann des Totischweigens brach und dem Philosophen gerade aus denjenigen Kreisen Anerkennung zutrug, die ihn vorher aufs heftigste bekämpft hatten, nämlich der Naturforscher. Bei den Philosophen von Fach vollbrachte Hartmanns „Kategorienlehre“ (1896) diesen Umschwung, ein Werk, das neben Kants Vernunftkritik und Hegels Logik den Höhepunkt der deutschen Philosophie bedeutet. Man fand auf einmal, daß Hartmann doch inzwischen „Beachtliches“ geleistet habe und seiner „Kategorienlehre“ der wissenschaftliche Charakter nicht abzuzureiten sei, und dies, obwohl dieses Werk faum eine Ansicht enthielt, die der Philosoph nicht auch schon in seinen früheren Schriften vertreten hatte. Und wenn die amtlich-philosophische Philosophie zwar auch heute noch immer keine rechte Stellung zu Hartmann gefunden hat, wenn sie zwischen Anerkennung und Gleichgültigkeit schwankt und mit einiger Verlegenheit auf die Lebensarbeit Hartmanns hinblickt, die sie ein Menschenalter hindurch verlästert und totgeschwiegen hat, der Ton gegen ihn ist doch inzwischen ein anderer geworden, man erwähnt seinen Namen zwar nicht gerne, auch da nicht, wo man es offenbar tun müßte, aber man entlehnt ihm doch dafür hin und wieder diese oder jene Ansicht und findet es nicht mehr unwissenschaftlich, sich selbst zu Hartmannschen Auffassungsweisen zu bekennen.

Daß doch unsere Philosophie auch alle Veranlassung, ein Gedankengebäude, wie das Hartmannsche, nicht ferner mit Nichtbeachtung zu behandeln. Denn ihr eigener Zustand ist gegenwärtig wahrlich nicht derartig, daß viel Staat damit zu machen wäre. Der im Neukantianismus enthaltene Skeptizismus und Agnostizismus, d. h. die Verneinung einer Erkenntnis des Unerforschbaren, haben geradezu verhängnisvolle Folgen gehabt. Sie haben dahin geführt, daß der Wahrheitsbegriff bei vielen heutigen Denkern, nicht zuletzt unter dem verhängnisvollen Einfluß Nietzsches, so gut wie ganz entwertet ist. Ein alles zeretzender Relativismus, für den es überhaupt nichts Festes mehr gibt, wie er auch im amerikanischen Pragmatismus und in der „Philosophie des Als Ob“ zur Geltung kommt, lähmt alle ernsthafte philosophische Forschung und hat in weiten Kreisen eine Stimmung der Enttäuschung und der Mutlosigkeit erzeugt, deren schlimme Folgen für unser ganzes geistiges Leben man sich gar nicht groß genug ausmalen kann, und während auf den Universitäten eine Begriffscholastik blüht, deren enger Gesichtskreis nur noch durch die Weltfremdheit und Beziehungslosigkeit dieser Philosophie zum Leben übertroffen wird, sucht ein neu erwachtes metaphysisches Bedürfnis, das von amtlich-philosophischer Seite keine Befriedigung empfängt, sich an den theosophischen und anthroposophischen Phantastereien schadlos zu halten.

Ja, sie ist wieder erwacht, die Metaphysik, wenigstens vorläufig und dies viele heutige Philosophen, die an dem bisherigen Betriebe ihrer Wissenschaft auf den Universitäten keinen Gefallen finden können. Aber wo ist die Metaphysik, die imstande wäre, den gegenwärtigen Hunger nach Metaphysik zu stillen? Von der Hartmannschen Metaphysik haben noch immer nur die wenigsten eine klare Vorstellung. Und doch ist sie mit ihrer Vereinerung von Hegel und Schopenhauer, von Rationalismus und Irrationalismus, von Optimismus und Pessimismus, die größte und bedeutendste, die die philosophische Entwicklung bisher hervorgebracht hat, und sie kommt damit dem heutigen Streben nach der Vereinigung der genannten Gegensätze, dem nur zu berechtigten Wunsche nach einer Überwindung des herrschenden Intellektualismus so weit entgegen, wie dies

von philosophischer Seite nur irgend möglich ist. Hätte man ihnen diesen Philosophen nicht von Amts wegen vorenthalten, so wäre den Deutschen das beschämende Schauspiel erspart geblieben, daß ein französischer Schaumichläger und Schönredner von der Art eines Henri Bergson vor dem Kriege von uns zum großen Denker emporgelobt und trotz der Unklarheit und Verworrenheit seiner Gedanken zum geistigen Führer erhoben worden wäre. Wäre ihnen nicht der Pessimismus als unwissenschaftliche Anschauungsweise von oben herab vernebelt und die Hartmannsche Form des letzteren so gut wie gänzlich unterklungen worden, so hätten nicht so viele unter dem Drucke des Weltkrieges zusammenzubrechen brauchen, weil die Wirklichkeit so wenig dem Weltbilde zu entsprechen schien, das Schule, Kirche und Universität so lange als das allein maßgebende gepriesen hatten. Uns tut heute mehr als je ein Tropfen pessimistischer Deles not, um damit gesalbt zu werden, wenn anders wir das Leben unter den bestehenden Umständen noch ertragen sollen. Eben dieser aber ist heute nirgendwo anders als in der Hartmannschen Philosophie zu finden. Am „ruchlosen“ Optimismus ist das Deutschland des Wilhelminischen Zeitalters nicht weniger erkrankt gewesen als am Materialismus und krankt es auch in der Gegenwart noch immer, nicht zuletzt unsere Regierungen. Darüber sind sich indessen die führenden Geister bei uns noch so wenig klar, daß unsere Ethik trotz Kant noch immer auf optimistischer Grundlage ruht und noch keiner der vielen, die heute über Erziehungsprobleme schreiben, darauf verfallen ist, den Pessimismus, so wie Hartmann ihn gefaßt hat, in den Dienst unserer Jugenderziehung zu stellen.<sup>1)</sup>

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle im einzelnen darzulegen, was Hartmann gerade der Gegenwart sein und inwiefern seine Weltanschauung am Wiederaufbau unseres gesunkenen Volkstums und Staates mitwirken könnte. Ich muß hierfür auf mein Werk über „E. v. Hartmanns phil. System im Grundriß“ (1906) sowie auf meine „den deutschen Studenten der Philosophie gewidmete“ Schrift über „Das Lebenswerk E. v. Hartmanns“ (1907) verweisen.<sup>2)</sup> Sicher ist, daß für die Gesundung und Weiterentwicklung unserer gegenwärtigen Philosophie nichts so notwendig ist als das gründliche Studium der Hartmannschen Weltanschauung. Durch diese muß unsere Philosophie unter allen Umständen erst hindurch, um einen weiteren Schritt aufwärts machen zu können. Daß der 80. Geburtstag Hartmanns möglichst vielen die Veranlassung dazu gibt, sich dieses Denkers zu erinnern und sich seinen Werken zuzuwenden, ist der Wunsch aller, die den Philosophen kennen, die wissen, welche Geisteskräfte in seinen zahlreichen Schriften enthalten sind, und die dem armen gesunkenen deutschen Vaterlande, wenn sich denn schon gegenwärtig kein großer Tatmensch findet, um es wieder aufzurichten, nichts Besseres glauben wünschen zu können als einen wirklich großen Denker.

<sup>1)</sup> Für den Wandel des philosophischen Zeitgeistes ist folgendes bezeichnend: In den Kriegsjahren 1870/71 war Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ dasjenige Werk, das die deutschen Soldaten nach Frankreich hinein begleitete, an den Wachtfeuern des Abends gelesen, in den Muckstunden, in den Kreisen der Kameraden besprochen wurde. 1914 zog die deutsche Jugend mit Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ ins Feld, das neben der Bibel und Goethes „Faust“ das am häufigsten mitgeführte Buch gewesen sein soll. Nietzsche, der Todfeind des Staates und aller Bindungen des Individuums, der Gegner der Moral, der Religion, des „Vaterlandes“, der Verächter des Deutschthums — der Liebhaber unserer Jugend, die, ohne auf den eigentlichen Sinn zu achten, sich offenbar nur an dessen Bildern und Ausdrucksweise beauschete! „Zarathustra“, das Evangelium der größtmöglichen Selbstverleugung des Grundbuchs des gebildeten deutschen Soldaten! Und niemand sieht den Widerspruch, und niemand zieht daraus seine Schlüsse!

<sup>2)</sup> Eine gedrängte Darstellung der Hartmannschen Gedankenwelt enthält meine „Geschichte der Philosophie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts“ (Sammlung Göschen) 1921.

## Rich. Valentin Knab / Aus der Musikabteilung der Bad. Landesbibliothek.

Die turbulenten Novembertage 1918 haben — ganz entgegen ihrer sonst nachdrücklich betätigten Abbau-Tendenz — der Musikabteilung der Badischen Landesbibliothek eine höchst erfreuliche Bereicherung gebracht. Wenigstens lenkten sie und die drohende Gefahr der Vernichtung, der alles bisher „Großherzogliche“ damals ausgesetzt war, die Aufmerksamkeit verantwortlicher Stellen auch auf die Magazine des ehemaligen Hoftheaters. Und da fanden sich bei näherem Zusehen in der Tat mancherlei musikalische Werke, die vor dem irreführenden Zugriff zerstörungslustiger Elemente gerettet werden mußten. Die Theaterleitung, der für ihr verständnisvolles Entgegenkommen besonderer Dank gebührt, zeigte sich ihrerseits mit der Abgabe vor allem der älteren, für den heutigen Bühnenbetrieb bedeutungslos gewordenen Musikalienbestände durchaus einverstanden. So kamen Kultusministerium und Direktion der

Landesbibliothek mit der Theaterintendanz überein, alles irgend Entbehrliche an Musikalien, Regie- und Souffleurbüchern usw. in die Landesbibliothek zu überführen. Damit war der Anfang eines Weges beschritten, den auswärtige Anstalten (wie die Hoftheater in Berlin und Mannheim) schon längst als zweckmäßig erkannt haben, um ihren praktischen Betrieb durch Ausweichen alles für den Tagesbedarf Überflüssigen zu entlasten und andererseits die in den Archiven begraben Schätze der wissenschaftlichen Forschung bequem zugänglich zu machen. So hat auf Anregung des damaligen Generalintendanten von Hülss die Berliner Hofoper bereits im Jahre 1860 alles Aufführungsmaterial der nicht mehr auf dem Spielplan stehenden Opern unter Vorbehalt der jederzeitigen Benützung an die kgl. Bibliothek abgeliefert, ein Verfahren, das sich gewiß auch in Karlsruhe bewähren wird.

Die Musikabteilung der Bad. Landesbibliothek, so bezeichnen sie sich dem Umfang nach in den Katalogen darstellt, hat doch eine Reihe für die musikgeschichtliche Forschung bedeutsamer Stücke aufzuweisen. Wertvoll ist z. B. neben einigen Musiktraktaten aus dem späteren Mittelalter eine bedeutende Sammlung hymnologischer Werke des 16. und 17. Jahrhunderts, darunter die Reichenauer Handschrift 10, ein umfangreicher Band mehrstimmiger Gesänge, meist aus der Feder eines sonst kaum bekannten Homerus Heropolitanus. Aus dem 18. Jahrhundert besitzt die Bibliothek eine reiche Auswahl handschriftlicher Instrumentalmusik, die zum Teil noch der wissenschaftlichen Bearbeitung harret; von älteren Drucken seien als besonders beachtenswert genannt: das „Dodekachordon“ des Freiburger Musiktheoretikers Marc-Antoine (vom Jahr 1547), die Lautentabulaturbücher des Nürnberger Lautenisten Hans Newßbiler (von 1544) und des am pfälzischen Hof Ott-Heinrichs wirkenden Seb. Schenckh (von 1558), das Sammelwerk „Allerhand Oden und Lieder . . .“ des Gabr. Voigtländer (von 1642), ferner die schönen, auf besonderen Befehl des Sonnenkönigs gestochenen, Partituren Gullyscher Opern und die große christliche Ges.-Ausgabe der Werke Händels. Von Neuauflagen älterer Musik sind die wertvollen „Denkmäler der Tonkunst“ (als großherzogliches Privateigentum) vorhanden, für deren Ueberlassung die Bibliothek dem ehemaligen Großherzog zu besonderem Dank verpflichtet ist.

Die neuere Zeit ist leider nur mit einer verhältnismäßig geringen Zahl von Kompositionen aus den letzten Jahrzehnten vertreten, die ohne Rücksicht auf ihren künstlerischen Wert als Werke badischer Musiker aufgenommen wurden. Und hier bildet nun die aus den Theaterbeständen überwiesene Musikalienammlung eine äußerst glückliche und heute, wo der Privatmann sich im Erwerb geistiger Schätze täglich mehr beschränkt und einzig auf die Hilfe öffentlicher Institute angewiesen sieht, gar nicht hoch genug einzuschätzende Ergänzung. Aus mancherlei der bitteren Not der Zeit entsprungenen Gründen ist vorläufig die Ueberführung dieser Musikalien freilich erst zum kleinsten Teil erfolgt. Wenn es sich nur um Ueberführungskosten handelt, scheint uns die sofortige und völlige Einverleibung selbstverständlich und gewiß auch möglich. Die Schriftleitung.)

Vollständig übernommen sind bis jetzt nur die Abteilungen „Instrumentalmusik“ und „Schauspielmusik“. Sie enthalten u. a. eine Reihe sauber gestochener Erstausgaben von Kammermusikwerken Haydns, Mozarts und deren Zeitgenossen, wie Gnyowek, Krommer, Pleyel, Neukomm, F. Chr. Vogel, Branich (fast nur in Stimmen), ferner das Orchestermaterial von Sinfonien der drei großen Wiener Klassiker und ihrer beliebtesten Zeitgenossen, in der zweiten Hälfte Zwischenakts- und sonstige Bühnenmusik, vor allem der am Karlsruher Hoftheater seit Beginn des 19. Jahrhunderts tätigen Orchesterleiter wie Schmittbaur, Brandl, Danzi, Jos. Strauß, Kalkwoda u. a. bis herauf zu Felix Mottl und seinen in Arrangements und Instrumentationen unermüdeten Konzertmeister E. Spieß. Den weitaus größten Teil der Sammlung aber bildet das meist vollständige Aufführungsmaterial von Opern des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts, im ganzen über 500 Nummern, von denen einsechzig erst etwa 125 Nummern in die Bad. Landesbibliothek verbracht werden konnten.

Welterschütternde Funde haben sich bei der bisherigen Durchsicht freilich nicht ergeben. Wohl aber erscheinen neben einer Anzahl schön gestochener Partituren Gullys und einiger Zeitgenossen als besonders begrüßenswert die je dreibändigen handschriftlichen Partituren von Beethovens „Fidelio“ (laut signierter Titelbemerkung im Jahre 1814, vermutlich auf unmittelbare Veranlassung Beethovens und des Textdichters Treitschke, dem Groß. Hoftheater Karlsruhe zur Aufführung überhand) und des „Freischütz“ mit K. M. von Webers eigenhändiger Unterschrift und schließlich die uns Badenern ganz besonders am Herzen liegende handschriftliche Partitur des „Nacht-lagers von Granada“ mit verschiedenen eigenhändigen Einträgen Konr. Kreutzers, der Bibliothek zunächst allerdings nur „Leihweise“ überlassen, da das Landestheater sie einstweilen noch nicht völlig entbehren kann. (Wir haben also hier den kaum glaublichen Fall, daß eine originale, d. h. hier handschriftliche Partitur beträchtlichen Alters, zu Aufführungen noch in unseren Tagen benutzt wird. Das empfindliche Material scheint gewiß erheblich gefährdet und eine Aenderung wohl angezeigt. Die Schriftleitung.)

Eines der ältesten Stücke der Sammlung ist zweifellos die handschriftliche Partitur zu dem einst weltberühmten Melodram „Pygmalion“ von Georg Benda, dem Vater des deutschen Melodrams. (Erfinder dieser Musikgattung und erster Bearbeiter des Pygmalionmotivs ist J. J. Rousseau, von dem die Landesbibliothek das musikhistorisch so wichtige Singpiel „Le Devin du village“ besitzt.) Von Benda ist ferner das Duodrama „Ariadne auf Naxos“ vorhanden, ein Stück, das einst Mozart auf seiner Durchreise durch Mannheim (1778) so begeisterte, daß er sich eine Zeitlang ernsthaft mit dem dann doch nicht ausge-

fährten Gedanken trug, ebenfalls ein Melodram zu schreiben. Wir dürften hier übrigens die Partiturrexemplare vor uns haben, die auf dem Direktionspult lagen, als die berühmte Madame Händel-Schütz wiederholt (1808, 1809 und 1820) auf der Karlsruher Bühne ihre vielbewunderten „Attitüden u. Figurenaktionen“ zeigte, mit denen sie selbst dem gelehrten Pädagogen und würdigen Prälaten J. P. Sebel nach eigenem Geständnis (vgl. seine Briefe an die Freundin Haupe in Straßburg) ein bißchen den Kopf verwirrte.

Im Vordergrund steht für die ältere Zeit naturgemäß die italienische und französische Oper mit Partituren von Pergolesi, Paisiello, Grétry, Cimarosa, Bouard u. a. bis herauf zu Rossini,uber und Meyerbeer. Hervorgehoben sei aus ihrer Reihe Pergolesis „Serva padrona“ (von Mottl wieder aufgenommen), jenes Werk des früh gestorbenen genialen Italiener, das um die Mitte des 18. Jahrh. den Sieg der Opera buffa einleitete. Von Grétry erhebt „Raoul der Blaubart“, eine „heroische“ Oper, die unter Ed. Devrient fast jedes Jahr auf dem Spielplan steht, später sogar einen Mottl zur Neubearbeitung reizte und in ihrer atemraubenden Kinodramatik wohl auch auf ein modernes, an „Tosca“, „Die Frau“, „Mona Lisa“ u. a. gewöhntes Publikum seinen Eindruck nicht verschleudern dürfte. Bemerkenswert ist ferner Franz Spindlers, des (nach E. Spöhr) hochtalentierten Straßburger Münsterkapellmeisters, „Waisenhaus oder der Triumph der mitterlichen Liebe“, jene Oper, mit der am 30. Oktober 1808 das neue (1847 abgebrannte) Theatergebäude Fr. Weinbrenners eingeweiht wurde, ebenso „Achilles“ von Ferd. Paër (besonders bekannt als Vorgänger Beethovens in der Bearbeitung des Leonorenstoffes), der im November 1810 feierlich das nun endgültig vom Großherzoglichen Hof übernommene Institut als „Hoftheater“ eröffnete.

Zu erwähnen wären ferner die zahlreich vorhandenen Partituren des Franzosen Dalayrac (D'Alayrac), eines Komponisten, der heute kaum noch dem Namen nach bekannt ist, dem Opernpublikum des beginnenden 19. Jahrhunderts aber fast wichtiger war als Mozart. Cherubini, der bedeutendste Vertreter der Pariser Schreckens- oder Rettungsoper, ist mit „Daniska“ und „Lodoiska“ vertreten, zwei für uns deshalb besonders interessanten Werken, weil ihr Einfluß auf Beethovens „Fidelio“ und K. M. von Webers „Euryanthe“ ganz unverkennbar ist. Daß Franz Rev. Süßmaner, der Freund und Schüler Mozarts, der seines Meisters „Requiem“ so täuschend gut vollendet hat, wirklich ein reich begabter Musiker war, zeigt auch die Partitur zu seinem „Soliman II.“

Das deutsche Singpiel wurde daneben nicht vernachlässigt; das beweisen u. a. die Partituren Dittersdorffs („Hieronymus Knidebein“) und der gewiß auch heute noch zugkräftige „Doktor und Apotheker“, sowie Joh. Schenks (des „heimlichen“ Harmonielehrers Beethovens), der mit seinem „Dorfschäfer“ vertreten ist, dem beliebtesten Raffensstück um die Wende des 18. Jahrhunderts. Sogar der als Dramatiker beinahe gar nicht zur Geltung gekommene Jos. Handl erscheint mit einer eintaktigen Opera buffa „Der Apotheker“ (leider nur in ziemlich stark überarbeiteter Gestalt, wie sie vermutlich F. Mottl für eine Aufführung im Theaterjahr 1895/96 benutzt hat).

Der Liebling der Karlsruher scheint lange Zeit Wenzel Müller gewesen zu sein. Eine Welt behaglicher Daseinsfreude und harmlosen Wiedersinns steigt mit diesem Namen empor, eine Welt, die des Heroismus und der blutigen Staatsaktionen auf den Brethern ebenso überdrüssig geworden war, wie der Revolutionsgrenel und der napoleonischen Massenmorde, und die sich bei den magern Spässen und Nährfestigkeiten „Labbädes des 30jährigen N-B-C-Schützen“, „Kaspars des Fagottisten“ u. a. in beschaulicher Resignation ihrer unter Metternichs Bajonetten still begrabenen Ideale zu getrübten wußte. Die Nachfrage nach diesen Zauberpossen, Feenmärchen und Karikaturopern des unglaublich fruchtbaren und schnellfertigen Wiener Kapellmeisters (er hat ungefähr 250 solcher Stücke in knapp 50 Schaffensjahren geschrieben) muß im alten Karlsruhe zwischen 1800 und 1830 ganz besonders lebhaft gewesen sein; das beweist die große Zahl der erhaltenen Partituren. Mit dem Besitz von 13 (handschriftl.) Werken Wenzel Müllers kann sich die Bad. Landesbibliothek demnächst rühmen, an zweiter Stelle von sämtlichen europäischen Bibliotheken zu stehen (die Berliner Staatsbibliothek besitzt 14 Partituren Wenzel Müllers) und von fünf Stücken sogar die offenbar einzig erhaltenen Exemplare zu besitzen! Wie diese Art Komik in den Karlsruher Aufführungen auch auf anspruchsvollere Gemüter wirkte, zeigt eine Bemerkung der greifen Karoline Bauer, die sich in ihren Memoiren mit behaglichem Schmuzeln an Wenzel Müllers Fastnachtsposse „Prinzessin Eva Kathel“ und „Prinz Schudi“ erinnert und deren Hauptdarsteller, der Komiker Walter und die berühmte Amalie Neumann (die spätere „Paizinger“), noch nach 50 Jahren als „unvergessen“ und „zum Wälzen“ komisch bezeichnet. Uns allen geläufig sind von Wenzel Müller heute noch die anspruchslosen und in vorgerückter Stunde immer noch sehr beliebten Weisen „So leb denn wohl, du stilles Haus“, „Ich bin der

Schneider Kadadu" (das ja sogar einen Beethoven zu Trio-Variationen begeisterte!) und vor allem das gewisse alkoholische Dämmerzustände ganz unnachahmlich malende „Wer niemals einen Rausch gehabt". (Ueber Wenzel Müller hat ein ehemaliger Redakteur der „Karlsruher Zeitung", nämlich der bekannte W. H. Niehl, in seinen „musikalischen Charakterköpfen" eine hübsche Skizze geschrieben. Die Schriftleitung.) Die große Beliebtheit dieser dramatischen Harmlosigkeiten wirkt sich übrigens vielfach auch darin aus, daß sie den ständigen Autor zu (nicht selten mehrfachen) Fortsetzungen veranlaßt. So hat neben verschiedenen Stücken Wenzel Müllers auch Ferd. Kauer (ebenfalls in unserer Sammlung befindliches) „Donauweibchen" gleich zwei Fortsetzungen erhalten, an denen sich das Karlsruher Publikum offenbar gar nicht satt sehen konnte. Nicht geringerem Interesse begegnete hier, wie überall, die bürgerliche Idylle „Die Schweizerfamilie" von Jos. Weigl, deren Hauptcharakter „Seh dich, liebe Emmeline, nah, recht nah zu mir" noch unsern Großmüttern die Augen in seliger Rührung feuchte (auch Ed. Devrient konnte sich der Zugkraft dieser Stücke nicht verschließen). Ein Gegenstück zum „Donauweibchen" bietet Kauer mit seinem „Waldweibchen", Vinz. Franz Tuczak mit „Dämonia, das Bergweibchen", alles Vorläufer des später von Fouqué-E. A. Hoffmann, Grillparzer-K. Kreutzer und A. Vorhing in eine wesentlich höhere Sphäre gehobenen Undinen- und Melusinenstoffs. Zu den Ausläufern der Wiener Gesangsposse gehören K. von Holteis „Wiener in Berlin", für das theaterbegeisterte Karlsruhe der 20er Jahre dadurch von besonderer Bedeutung, daß Amalie Halzinger mit diesem Stück im „Notenhaus" eine Liebhaberaufführung veranstaltete, in der sie mit ihren beiden (damals noch schulpflichtigen) Töchtern auftrat, während Papa Halzinger das Orchester dirigierte.

Ein musikhistorisch nicht uninteressantes Stück erscheint in der Partitur „Theatralische Abenteuer" oder „Dr. Fausts Mantel", die Cimarosa „Impresario in angustie" (von Goethe besonders geschätzt und für die Weimarer Bühne neu bearbeitet) mit Mozarts „Schauspielregisseur" verschmilzt, wozu der ehemals fürstbischöflich-speierische, seit 1806 großh. bad. Musikdirektor Joh. Brandl noch Etliches aus Eigenem gegeben und das Ganze auf einen selbständigen Text verpaßt, also ein richtiges

„Pasticcio" geliefert hat, wie es das 18. Jahrhundert (noch zu Mozarts Zeit) als nervenprickelnde Konkurrenz zwischen den beteiligten Komponisten so sehr liebte. Ebenso scheint auch „Diavoletta", eine heroisch-romantische Oper vereinigt mit Tänzen mit Musik vor Mozart, Guglielmi und Brandl entstanden zu sein. Ein noch bedenkllicheres Kuriosum leistet sich der Mozart-schüler Ignaz Ritter von Senfried, ein ebenfalls überaus fruchtbarer Wiener Kapellmeister, mit einem „Masquerade, der Meubende", dessen Musik als „von W. A. Mozart aus dessen Werken gezogen und für das ganze Orchester arrangiert" bezeichnet ist. Derselbe Senfried, der mit seinem Duodilbet „Mochus Pumpernickel" auch auf der Karlsruher Bühne großen Beifall fand, hat sich übrigens auch Haydns Beliebtheit zunutze gemacht und eine Reihe von dessen bekanntesten Stücken zu einem Singspiel-Pasticcio „Das Ochsenmennecht" zusammengestellt, woraus man ersieht, daß die lukrative Technik der Dreimädelshaus-Komponisten eigentlich gar nicht so empfindend modern ist.

Nicht erwähnt sind hier alle auch dem heutigen Theaterbesucher noch geläufigen und in ihren Werken lebendigen Opernkomponisten von Gluck bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Sie sind mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen — soweit ihre Partituren nicht noch praktischen Theaterdienst zu leisten haben — fast alle mit ihren Hauptwerken und — was den Wert und Reiz der Sammlung noch erhöht — daneben mit vielen einst hochberühmten und beliebten, für uns aber längst verholzten Stücken vertreten.

Ebenfalls keine Erwähnung gefunden hat eine andere Gruppe, nämlich alle Komponisten, die speziell zum Karlsruher Musikleben oder doch zu Baden in persönlichem Verhältnis standen. Sie sollen gelegentlich einer gesonderten Betrachtung unterzogen werden.

Einstweilen steht zu hoffen, daß auch der noch fehlende Hauptteil der Musikalienammlung (samt den zugehörigen Klavierauszügen) alsbald der Landesbibliothek zugeführt wird. Ist der ganze reiche Schatz erst dort vereinigt, geordnet und katalogisiert, so bietet er dem Musikkforscher eine beinahe lückenlose Uebersicht über die Opernproduktion von fast vier Menschenaltern und damit ein Anschauungsmaterial, um das uns manche sonst reicher ausgestattete Bibliothek beneiden dürfte.

## Zwei Dichtungen von Thomas Moore († 25. Februar 1852).

Uebersetzt von Otto Michaeli.

### Liebe allein.

Soll uns bezaubern Deines Leibes Pracht,	Was wäre all der Stolz der Rose wert,
Nimm unser Herz, denn dort liegt deine Macht:	Wo Sonne nicht ihr Prangen hell verkündet?
Nie ohne Herz wird Schönheit Herrin sein.	Wie Blum im' Dunkel harret auf Sonnenschein,
Ihr göttlich Recht verleihet Lieb' allein.	Harret liebler Mädchenherz auf Lieb' allein.

So schön dein Reiz erscheint im Spiegel klar,  
O trau' ihm nicht! er weilt von Jahr zu Jahr!  
Soll er erscheinen stets im Jugendschein,  
So spiegle dich im Blick der Lieb' allein!

### Die Stunde Lieb' ich.

Die Stunde lieb' ich, wenn die Sonne stirbt	Ich schau' den Saum des Lichtes aufgetan
Und Strahlen in die stille See ergießt,	Entlängs der Flut dem glüh'nden Westen zu
Da süßer Traum der Ferne uns umwirbt,	Und möchte schreiten auf der Strahlenbahn
Und mein Erinnern seufzend dich umfließt.	Nach einer hellen Insel seliger Ruh'.

## Karl Walter / Hugo Wolf an Mörikes Schwester.

Mörike verdankt seinen immer weiter greifenden Ruhm in erheblichem Maße seinem genialen Tonsetzer Hugo Wolf, der den Namen des zu seinen Lebzeiten kaum über die Grenzen des engeren Heimatlandes hinaus bekannten Dichters auf Flügeln des Gesanges in alle Länder trägt, während Hugo Wolf heute noch Tausenden (leider) fast nur durch seine Vertonungen Mörikescher Texte vertraut ist. Bekanntlich entsprang Wolfs Mörikelieder einer Zeit „wunderlichen Produktionsdrangs": in wenigen Wochen schuf der Meister vom Februar bis zum Oktober 1888 mit einer fünfmonatigen Unterbrechung in einem

Landhaus bei Wien seine 53 Lieder in selbiger Begeisterung. Kurz darauf gab ein namenloser Wiener Verlag die „Gedichte von Eduard Mörike für eine Singstimme mit Klavier, komponiert von Hugo Wolf" heraus. Bezeichnenderweise zierte den Liederband das Bild des Dichters, eine Widmung, gleichermaßen ehrend für den bereits 13 Jahre zuvor dahingegangenen Poeten, den nur die Literaturgeschichte verzeichnete, als für den 23jährigen, ebenfalls noch kaum beachteten Komponisten.

Für Wolfs neue Stilrichtung hätte Mörike, dessen musikalischer Geschmack der Haydn-Mozartischen Sphäre angehörte, lieber

kein Verständnis gehabt. Um so größer war die verehrungs- volle Bewunderung, die Wolf seinem Lieblingsdichter zollte, der ihm zum erstenmal eine klare Ahnung von seiner künstlerischen Sendung gab. Die Biographen wissen nichts darüber zu berichten, welcher Zufall dem jungen Genius Mörikes Gedichte, deren innerer Reichtum den äußeren bescheidenen Umfang erhebt, in die Hände spielte. Vertieft wurde diese hingebende Verehrung für den Schöpfer seiner Lieder durch den langjährigen Verkehr mit dem Tübinger Musikdirektor Emil Kauffmann, an dessen Namen sich eine fast 100jährige Freundschaft mit der Familie Mörike knüpft. Kauffmann, einer der verständnisvollsten schwäbischen Förderer Wolfs, hatte dem Komponisten zu seinem 30. Geburtstag die Handschrift des Mörikeschen Gedichts „An Dongus“ gesandt. Die Wolf „mit innigem Entzücken betrachtete“ und „die in ihren gleichmäßigen Zügen prächtig mit dem ausgeglichenen Wesen des Poeten harmoniert.“ Wie Mörikes sehnsüchtiger Wunsch der Besitz einer Handschrift Mozarts war, so galt ein Original Mörikes Wolf als das wünschenswerteste sichtbare Andenken an seinen „Liebling der Grazien.“

Während einer Reise nach Süddeutschland klopfte Wolf Mitte Oktober 1890 zum erstenmal bei seinem schwäbischen Freund in Tübingen an und suchte mit diesem nun die Stätten auf, wo Mörike als Student gewandelt. Er trachtete sogar danach — wie einer seiner Biographen mitteilt — die geschichtliche Unterlage des Peregrinazylus zu erfahren, dessen sinnlichen Hintergrund seine Verionungen so eindringlich enthüllen! Am 1. Dezember 1890 berichtet Kauffmann der Witwe des Dichters nach Ulm, „welch herrliche Kompositionen ein junger, genialer Komponist aus Wien, Namens Hugo Wolf, zu 53 Gedichten Ihres seligen Gatten gemacht hat“ und fährt fort: „Er hat mich diesen Herbst besucht und schwelgte ganz in den vielen Erinnerungen, die ich ihm über den Dichter meines Herzens, Ed. Mörike, mitteilen konnte. Denken Sie, er war einen Tag in Ulm und wußte nicht, daß Sie dort wohnen. Er hofft, im nächsten Jahr wieder zu kommen und wird Sie dann sicher besuchen.“ Im weiteren Verlauf dieses Schreibens erkundigt sich Kauffmann nach der von Jakob Baechtold seit dem Jahre 1886 geplanten, allerdings nicht

zustande gekommenen Biographie des Dichters: „Warum geht es mit der Biographie Ihres lieben Mannes nicht vorwärts? Es wäre jetzt an der Zeit; denn allenthalben, auch in Norddeutschland, regt sich ein großes Interesse für diesen großen Dichter.“

In spätern Jahren hat des Dichters Schwester Wolf mit einer Sammlung wertvoller Handschriften erfreut, kurz, nachdem er aus einer Privatheilanstalt zum erstenmal entlassen und von einer Erholungsreise an die Adria nach Wien heimgekehrt war. Sein hiermit zum erstenmal veröffentlichtes Dankschreiben gewinnt als einer der letzten Briefe Wolfs besonderen Wert. Denn schon hatte jenes trostlose Siechtum eingeseht, das dem Genius die Götterschwinge lähmte und seinen lebenden Leichnam bis zum Todesjahr 1904 in das Dunkel geistiger Unnachtung verbannte.

Wien, 8. Mai 1898.

Hochverehrtes, teures Fräulein!

Von einer längern Erholungsreise ins Gebirge wiederum heimkehrend, beeile ich mich, den Empfang Ihres inzwischen eingetroffenen Briefes zu bestätigen und Ihnen meinen wärmsten und innigsten Dank auszusprechen für das herrliche Geschenk, mit dem Ihre Güte mich so reichlich bedacht. Wie muß ich auch unsern lieben Freunde Kauffmann dankbar sein, daß er Sie, hochverehrtes Fräulein, veranlaßt hat, mich mit solchen Schätzen zu beglücken. Meine Freude an den mir so wertvollen und teuren Manuskripten des Unsterblichen läßt sich gar nicht beschreiben, und das ist auch gut; denn müßte ich sonst nicht fürchten, Ihnen, angesichts Ihrer hohen Jahre, dadurch beschwerlich zu sein?

So will ich denn schließen, indem ich Ihnen noch meinen ganz besondern Dank für Ihre so überaus liebenswürdigen und herrlichen Worte entrichte.

Mit den innigsten Wünschen für Ihr ferneres Wohlergehen verbleibe ich von Herzen grüßend

Ihr dankbarst ergebener

Hugo Wolf.

## E. M. J und t / Ein alt-badischer Kriegsmann.

Bei einer Fahrt ins Oberland treten kurz nach der Station Emmendingen in östlicher Richtung die mächtigen Ruinen der Hochburg — nach den Heidelberger die größten im Lande — in Sicht. Ein Besuch dieser Burg lohnt sich sehr, und ist von Emmendingen auf gut gepflegten Wegen durch prächtigen Wald in 1½ Stunden zu erreichen. Wir staunen über die Pracht, die sich unsern Augen bietet und ist für diesen herrlichen Flecken Erde das Sprachliche: „Wie dieser laßt kein Winkel, der ganzen Welt mich an“ sehr angebracht; unter den vielen Perlen des Breisgauer ist die Hochburg eine der schönsten. Die Anlage der Burg geschah im frühen Mittelalter durch einen jagenden Ritter Hadw, der mit Karl dem Großen aus Italien gekommen sein soll. Die beherrschende Lage im Breisgau veranlaßte die Grafen von Hochberg, den von der Natur begünstigten Platz im 14. Jahrhundert zu befestigen, und die Nachfolger, besonders Markgraf Karl II. von Baden-Durlach, erweiterte und verhöferte 1554 die Burg, wie auch Markgraf Friedrich VI. es sich sehr aneignen ließ, nach der Zerstörung der Feste im Jahre 1693 diese in moderner Art auszubauen. Ein Frankfurter Ingenieur, J. Boedler, wurde 1667 damit beauftragt. Das Schloß diente oft auf längere Zeit der fürstlichen Familie als Residenz, die Beamten der Markgrafschaft hatten den Sitz auf Hochberg, und in Kriegzeiten war es für die Untertanen eine gute Schutz- und Zufluchtsstätte. Auch eine Art bad. Hohen Asberg war die Hochburg, wir finden verschiedene höhere Offiziere und politische Personen oben in „engem Gewahr“; auch Damen wird die Burg zeitweilig als Aufenthalt angewiesen — wohl kaum zur Sommerfrische oder sonstigem Buen-Retiro. Auf Befehl des Markgrafen Friedrich Magnus wird 1680 eine Offizierstochter, die mit dem verstorbenen Markgrafen Friedrich VI. eng liiert war und nach dem Tode seiner Gemahlin ihm zwei Söhne schenkte, die mit dem Dorfe Münzesheim belehnt wurden und den Titel Barone von Münzesheim erhielten, auf Hochberg gehalten. Auch die Gemahlin des kaiserlichen Statthalters von Freiburg, Freiherrn von Pfürdt, wird 1681 dorten einquartiert.

Den Helden unserer Erzählung, den markgräflich Baden-Durlachischen Hauptmann Josef Wagner, treffen wir zu zwei verschiedenen Zeiten auf Hochberg. Er war dem Fürstenhause ein treuer, tapferer Mann in schwerer Zeit. Woher er stammte, konnte ich nicht erfahren; erstmals treffen wir ihn 1616 als Hauptmann und Nachfolger des verstorbenen Hans Jakob von Helmstadt auf Hochberg. Als Schloßhauptmann wurde er bestellt 1619—1625, später verließ er denselben Dienst in Mühlburg. Der unselige Krieg nahm für die Baden-Durlachischen Lande einen schlimmen Verlauf, und nach der Schlacht von Noordlin-

gen 1634 zog das Kriegsgewitter immer mehr in den oberen Landsteil.

Oberhalb Freiburg und unterhalb Kenzingen war das Land von kaiserlichen Truppen besetzt, die Feste Hochberg war verhältnismäßig gut verproviantiert, sowohl mit Lebensmitteln als auch mit Munition. Die Garnison bestand aus drei badi-schen Kompagnien und einer Anzahl Dragoner. Als Kommandant fungierte Jos. Wagner, die anderen Offiziere waren Wolfgang Teufel von Birkensee und Joh. Ludwig von Stein Kalfenfeld. Die Untertanen aus der näheren und weiteren Umgebung flüchteten sich auf Hochberg; selbst aus Straßburg, von Badenweiler und dem Röttelergelände fanden sich Hoch und Niedrig mit Hab und Gut auf der Festung ein. Die Belagerung war anfangs nicht zu drückend, immer noch konnte Proviant herbeigeschafft werden, doch mit der Zeit wurde die Einschließung fester und enger, und bald hörte jede Zufuhr auf. Es wurden zwar Streifzüge unternommen, die manchmal von Erfolg begleitet waren, doch der Mangel der notwendigsten Bedürfnisse wurde immer fühlbarer, die Unzufriedenheit unter der Garnison nahm zu, ebenso die Desertion. Auf Wagners Berichte und Bitten um Unterstützung an Geld und anderen Mitteln bekam der Kommandant Verträge und gute Lehren, wie man dies und jenes strecken könne, z. B. am Mehl und Salz — Erfahrmittel, wie wir dies auch im letzten Kriege erlebten.

Ende 1635 berichtet nun Wagner an den Markgrafen, der sich in seinem Hause in Straßburg befand, es gebe nur noch drei Wege: entweder im Hause Hungers zu sterben, oder das Haus zu verlassen, oder mit dem Feinde akkordieren; das erste ist weder praktikabel noch verantwortlich, das andere spöttisch und gefährlich, das dritte zwar gefährlich, jedoch ehrlich. Anfang Februar 1636 trat Wagner mit dem kaiserlichen Oberwachtmeister Feuchter wegen Uebergabe in Unterhandlung, am 11. März wurde der Akkord geschlossen und der Garnison ehrenvoller Abzug bewilligt, mit Saak und Pack, Ober- und Untergewehr, zogen sie ab, bis nach Bensfeld im Elsaßgebiete. Christ. Ph. Herbst, der Verfasser der Geschichte der Burg Hochberg (Karlsruhe 1851) schreibt nun: „Was aus diesem achtungswürdigen Kriegsmann geworden, konnte ich nicht erfahren. In den Akten des Dorfes Kenzingen, kaum 2 Stunden von Hochberg entfernt, fand ich nun eine Kaufabrede, abgeschlossen zu Straßburg am 23. April 1636 — also 6 Wochen nach der Uebergabe — wonach die Gemeinde ihre eigentümliche Mühle an den Capitain Wagner für frei, ledig und eigen um 450 fl. und 10 fl. Weinkauf baar übergeben, den Rest von 100 fl. ist von dato über ein Jahr abzuzahlen.“ Wir sehen, wie heute wieder Berufsoffiziere den bürgerlichen

Berufen sich zuwenden. Nicht unbehelligt sollte Wagner sich seiner neuen Besitzung erfreuen. Der nunmehrige Kommandant auf Hochberg, Feuchter, erfährt den Kauf und berichtet am 9. Mai 1636 an den Oberkommandanten von Neinach in Breisach, ob er die Kaufadrebe nicht umgehen solle, auch sei ihm noch mitgeteilt worden, daß der markgräfliche Rat Dr. Ulrich Maler sich ebenfalls in Teningen aufhalte, desgleichen noch andere Amtsleute sich in der Markgrafschaft befinden, das läme ihm verdächtig vor und schöpfe er sonderbare Gedanken. Er bittet um gnädige Resolution und bemerkt als Nachschrift: „zugleich soll erwähnter Capitain eine Behausung dabelst an sich um 300 fl. erkauf haben, die auf 1000 fl. wert sein solle.“ Am 11. Mai — am Al. Pfingstfest — erfolgt die Antwort von Breisach und lautet im damaligen Kurlastil: „Wir haben aus deinem Schreiben vernommen, weß manen sich der auf Hochberg gewesene Hauptman Wagner zu Teningen ine Mühle zu kaufen sich unterfangen, zumal auch der gewesene Rat Maler eben mäsig seinen Unterschlauf ohne habende Erlaubnis genommen. Diese eigenwillige und anmaßende Handlung kann gegen unsere gndge Herrschaft nicht gestattet werden. In Zukunft habe man kaufen die Bewilligung an Herrschaft einzuholen bei Vermeidung ernstlicher Strafe und ist dies in der Vogtei in ortskollicher Form bekannt zu geben, daß sich Niemand der Unwissenheit entschuldigen könne. Den Dr. Maler anbelangend, sei solcher alsbald vorzuladen, und falls er sich im Besitz eines unvorläufigen Paßzettels befinde, sei derselbe abzunehmen und Maler bei Sonnenchein aus dem markgräflichen u. v. östl. Gebiete zu

verweisen; andernfalls aber ist Maler in Verhaft zu nehmen und nach Breisach zu bringen.“ Ein Verkauf der Mühle von seiten Wagners findet sich nicht in den Akten, auch von ihm selbst nichts weiteres. Er scheint schon ziemlich bejahrt gewesen zu sein. Schon 1626 im Mai bittet er den Markgrafen im Urlaub zum Besuch des Brunnens in Peterstal. Er beruft sich dabei auf das ärztliche Zeugnis des auf markgräflichen Befehl nach Hochberg entsandten Dr. Ritter, der ihm zu verstehen gegeben, wenn er sich künftig gesund erhalten wolle, ja den Sauerbrunnen in Peterstal nicht wieder versäumen dürfe wie letztes Jahr. Im Falle es die Notdurft erfordere, könne er in einem Tage über das Gebirge auf dem Schlosse sein. Bei der Unterschrift befindet sich das guterhaltene Wagnerische Wappen. In demselben Schreiben berichtet er über ein Angebot der Stadt Straßburg, die es gerne sehen würde, wenn er sich zu ihnen zu wohnen begeben, er habe aber fleißig ausweichend geantwortet, daß er schwerlich den markgräflichen Dienst quittieren werde. Soweit die geschichtlichen Ergebnisse. Wilhelm Jensen in seinem Roman: „Um den Kaiserstuhl“, läßt den Helden dieser Abhandlung mit den treugebliebenen Soldaten zu dem Heere des Herzogs Bernhard von Weimar ziehen, der zu jener Zeit in Burgund in Quartier lag; nach der Uebergabe von Breisach, 1638, weiß Wagner im Gefolge des Herzogs und sieht seinen alten Gegner und Sieger mit der ausgehungerten, bedauernswerten Befahrung an sich vorüberziehen. Sie transit gloria mundi. So verweht der Glanz der Welt.

## Karl Hofmann / Aus Adolf Kufmauls Jugendzeit.

(Zur Ergänzung des Aufsatzes in Nr 8 der „Pyramide“.)

Am 22. Februar 1822 ist Kufmaul in Graben geboren und vertauschte dann schon 1823 seinen Geburtsort als Einjähriger mit Emmendingen, wohn sein Vater mit dem Titel eines Amtschirurgen verlegt wurde. Hier in der Volksschule lernte er seit Ostern 1823 die Anfangsgründe von Schreiben, Lesen und Rechnen. Allein noch vor Ende des Jahres, auf den zweiten Weihnachtsfeiertag, 26. Dezember, erhielt sein Vater die Verlegung nach Boxberg. Den Weg dahin legte die Familie (sie bestand damals aus den Eltern und vier Kindern) „in einer großen Mietkutsche“ zurück. Nach Kufmauls Dienstaten erhielt er an seiner neuen Dienststelle „die tarifmäßige Besoldung eines Physikus (Bezirksarzt) mit 300 Gulden Geld und 120 Gulden für Pferdefourage.“ Am 17. Februar 1829 kam er in Boxberg abends spät an und übernahm sogleich am folgenden Tag den Dienst. Seine Wohnung bezog er dort im Gasthof zum Strich, der heute noch, in schöner, freier Lage stehend, als solcher besteht.

Der in Emmendingen unterbrochene Schulunterricht seines siebenjährigen Sohnes Adolf wurde dann an Ostern 1829 in der evangelischen Volksschule zu Boxberg fortgeführt. Darüber erzählt Adolf Kufmaul in seinen Lebenserinnerungen: „Das Städtchen hatte nur einen (d. h. einen evangelischen) Lehrer, einen Schulmeister, wie sie nicht mehr vorkommen, auch damals war er wohl einzig in seiner Art. Der Schulmeister war ein baumstarker Mann in den Fünfzigern, ein gedienter Soldat, hat Kriege als Reitermann mitgemacht, vermutlich bei den badischen Husaren, die später in Dragoner umgewandelt wurden, und konnte lesen, schreiben und die vier Spezies rechnen. Deshalb wurde er wahrscheinlich zum Schullehrer für gut befunden. Wir waren nur wenige Kinder in der Schule, und es ist mir nichts anders daraus geblieben, als ein wenig biblische Geschichte vom König David und seinen Heldentaten wider den Riesen Goliath, die Philister und Amalckiter. Dabei erzählte der Alte uns begeistert, daß auch er beim Kriegshandwerk gewesen und wie er es im Feindesland gehalten habe. „Ich sage euch, ihr Buben,“ rief er uns grimmig zu, „es geht halt nichts in der Welt über einen rechtschaffenen Reitermann im Krieg. Der steigt, wenn er kommandiert wird, aufs Roß, reißt den Ballast aus der Scheide, setzt die Sporen ein, und die ganze Schwadron reitet dem Bauern in den Ake oder die Frucht, wie es gerade kommt. Da fährt der Bauer, und die Bäuerin jammert, aber es hilft nichts und muß alles ruiniert werden. Und wenn sich der Bauer widersezt, so fliegt ihm der rote Hahn aufs Dach, daß die Flammen von allen Ecken aus der elenden Strohhütte rauschlagen. So ist es recht, und so muß es im Kriege zugehen.“ Weiter erzählt dann Kufmaul, als er seinem Vater darüber berichtete, habe dieser den Kopf geschüttelt und ihn dann aus der Schule weggenommen.

Dieser ganze Bericht über die Erfahrungen in der Boxberger Schule und den Lehrer klingt etwas sonderbar, so daß es sich wohl lohnt, darüber in den gleichzeitigen Akten sich Bescheid zu holen.

Der damalige evangelische Lehrer hieß Johann Hertlein und war der Sohn des ehemaligen Bürgermeisters im Nachbarort Eplingen. Seine Bestallungsurkunde ist noch vorhanden und lautet: „Wir Emich Karl Fürst zu Weiningen, Pfalzgraf von Mosbach, Graf zu Düren, Herr zu Amorbach, Miltenberg, Bischofsheim, Boxberg, Hardheim, Schüpf und Randa, als Lebensherr der reformierten Schule zu Boxberg verleihen durch gegenwärtige offene Urkunde dem Schulkandidaten Johannes Hertlein von Eplingen den Schuldienst zu Boxberg, welcher durch Pensionierung seines vorigen Besitzers ledig geworden ist. In dem wir dabei nach den vorgelegten gesetzmäßigen Zeugnissen das Zutrauen hegen, es werde gedachter Hertlein Willens und im Stande sein, daß ihm zu gedachten Diensten in Lehre u. Leben mit Ruhm vorzustehen und denselben uneigennützig und zu Gottes Ehre besorgen, so wie wir ihm denselben übertragen. So geschehen Amorbach den 27. April 1812.“

Die Unterrichtszeit lag damals zwischen 8 und 10½ Uhr vormittags und 12—2½ Uhr nachmittags. Nach dem Bericht des reformierten Schulinspektors Pfarrer Hepp in Schillingstadt erhielten die Schulkinder Anweisung im Lesen des Gedruckten und Geschriebenen, im Schreiben und Rechnen, im Singen, soweit es für den besseren Kirchengesang erforderlich ist. Der Religionsunterricht besteht im Auswendiglernen des Heidelberger Katechismus, teils mit, teils ohne verbliche Beweisstellen nach der Fähigkeit und dem Gedächtnisvermögen der Kinder. Außer diesem lernen die Kinder die der neuen Ausgabe des kleinen Katechismus beigelegte Sammlung biblischer Sprüche über einige der vornehmsten Wahrheiten und Pflichten der christlichen Religion.

Ueber den Lehrer Hertlein und seine Fähigkeiten und Lehr-erfolge im Unterricht lautet das Gutachten des Schulinspektors (vom Frühjahr 1816): „Die reformierte Schule hat während der Anstellung des jetzigen Lehrers unglaublich gewonnen, was um so auffallender ist, da notorisch der Lehrer selbst nicht zu den geschicktesten gezählt werden kann. Aber sein unverdrossener Fleiß, seine liebevolle Herablassung zu den Kindern, verbunden mit der Bereitwilligkeit, all sein Wissen möglichst mitzuteilen, erzeugen die schönsten Früchte, welche wahrgenommen auch die Honoratioren bestimmen, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Visitation ist darum zufrieden gestellt worden.“

Hier stehen sich nun die beiden Urteile des Knaben Adolf Kufmaul und des Schulinspektors gerade entgegengesetzt gegenüber. Wer hat nun Recht? Ohne Zweifel doch Pfarrer Hepp. Dafür spricht auch der Umstand, daß z. B. auch damals der spätere Domkapitular und Weihbischof in Freiburg, Karl Weidrum, ebenfalls die Boxberger Volksschule von 1821 bis 1828, also sieben Jahre lang, besucht und dort seinen Anfangsunterricht genossen hat. Angesichts dieser Tatsachen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob ganz andere Gründe der An-

laß zur Bequahme des kleinen Adolf Kufmaul aus der Schule vorhanden waren.

Als Adolf Kufmaul im Alter seine Erinnerungen nieder schrieb, hatte er jedenfalls ein stark verwickeltes Bild von seiner Jugendzeit im Gedächtnis. Nur so lassen sich auch manche sonstige unrichtige Angaben erklären. Was er vom Ende seines

früheren Lehrers Hertlein erzählt, stimmt mit den Tatsachen überein. An Ostern 1833 kam Kufmaul auf das Gymnasium nach Wertheim. Schon im Sommer 1834 wurde dann sein Vater nach Wiesloch veretzt, wohin er sich am 4. September begab. So vertauschte nun auch Adolf Kufmaul das Gymnasium Wertheim mit jenem in Mannheim.

## Karl Preisendanz / Irmela.

Die Zwillinge Hans und Arno eskortierten ihn über den sauberen Hof des Hinterhauses der großen Druckerei. Da, kurz vor dem Ziel, schwoll ihm die Befangenheit, mit dem die Stadt und ihr Lärm ihn erfüllt, zu einer ausgewachsenen Verlegenheit an. Ein paar lustige Knäufel von hinten; er fühlte sich die kleine Holatreppe hinaufgedrängt. Eine überdachte Steige, für ihn später noch oft die Summe aller Gemüthlichkeit, wenn er sich auf einen heimlich stillen Ruhepunkt des Lebens zurückbesann. Wilde Rebe übergrünte die Geländerprossen, rannte sich lichttauer die ganze Hauswand hinauf, vorbei an zwei Voakelstigen mit Zinsassen, die er bisher nur aus Bildern kannte. Hanns hielt nur ein wenig an, um grell in die Finger zu pfeifen: gleich kam Echo aus dem einen Vater, in dem ein anstelliger Dompfaff als behäbiger Hausmeister sah... Ach, und hierher war er eingeladen, in diese unbekannte Welt reicher Vornehmheit. Wenigstens in einen andern Anzug hätte die Mutter ihn stecken müssen. Schon am Bahnhof waren ihm die bunten Kravatten und gestreiften Hemdblüthe der Zwillinge aufgefallen, ihre linealgeraden Scheitel, unter denen der Kopf rund blendendweiße schimmerte. Und er: mit seinem zweireihigen hochgeschlossenen Häerdröckchen, mit dem ungehändelten Vordengewirr über der Stirn. Kein Wunder durchsausten ihn blisschnelle Fluchtgedanken, als eben der Dompfaff sein Echo griffte... Gleich vor Erregung erlebte er kurz darauf einen ruckhaften hochsteifen Büchling. Aber da: wie durch einen Zauber waren alle Bananisse aus seiner Seele weggeschauht, als ihm eine sanftne Hand in mütterlichem Lieblosen durchs Wirrhaar strich und ein blaßes Gesicht mit großen Augen sich zu ihm neigte; er spürte einen weichen Kuss auf seiner Stirn. Was die Frau des Hauses zu ihm sagte, behielt er im inneren Zaumel seiner aufschreckenden Gedanken nicht. Verstand es kaum. Zudem ihn noch ärgeres Uebel erwartete. Schon lang hatten die Brüder von ihrer Schwester geprahlt, und ehe sich ihm dieses Geheimnis enthüllt, gab ihm ein letzter Rest von Befangenheit nicht frei. Bis sie kam, pachten die Zwillinge in großer Wichtigkeit alle ihre Schritte vor ihm aus, ahnungslos, daß das Denken ihres Opfers nur die eine Frage umkreiste: „Wie werd ich vor ihr bestehen?“ Schön war sie unbedingt, Irmela. Wer so hieß, konnte unmöglich häßlich aussehen oder nur mittelmäßig. Die ganze Woche, seit die Eltern diesen Besuch erlaubt hatten, hieß sein Sinnen bei Auf- und Niedergang: Irmela. Sie mußte ein innig stilles Wesen haben. Konnte nicht toben und lärmern wie die wilden Dorfmadchen, nichts werktätliches an sich haben, doch auch nichts von Sonntagslangerweile. Und als sie endlich kam, wie ein Wirbelwind die Tür hereingestürmt, durchfuhr ihn ein großes Enttäuschsein. Das war ein feuriges Füllen, von Laune und Lust geschüttelt, ein flackeriges Jungding, hier- und dorthin geweht von seinen Wünschen; das aber doch schon die Dame in sich ahnte. Sie war gewiß stark zugelaufen; Irmelas erhitztes Gesicht erhöhte den Reiz ihrer mädchenhaften, noch unerwachsenen Schöne. Nichts Ungeordnetes im hellblonden Hängehaar, nichts verschoben an der leichten Tüllbluse. Alles am Ort. Und doch ging eine süße Festigkeit von ihrem Wesen aus, dessen Frühreise den Dorffungen zunächst in Nichts versinken ließ. Auch der geringste seiner Bubenträume wurde Schaum. Ebenjorach erfüllte sie ihre Ueberlegenheit und beschloß, ihr Verhalten auf dieses Maß einzustellen. Dabei hatte er doch ein Etwas an sich, das ihr Eindruck machte. Sein bubenhaftes Aussehen widersprach dem ernsten, bestimmten Wesen, mit dem er die älteren Zwillinge weit hinter sich ließ. Er schwakte nicht ins Blaue, redete überlegt wie einer, der viel mit Alten, wenig mit Jungen verkehrt. Drum legte Irmela bald die üblichen Fasseien des Stadtmädchens als wertlos beiseite und ließ ihren anfänglichen Redestrom in ein mähliches Mitardando übergehen. Schon quälten sie die verhöhlten Blicke des Landjungen mit ihren zweifelnden Fragen. Mehr Verwundern sprach aus ihnen als Bewundern. Das war Irmela, der angestaunte Mittelpunkt eines großen Kreises von Freunden und Freundinnen, nicht gewöhnt, und so verließen die ersten Stunden ihres Zusammenseins ziemlich befangen. Bis sich auch das Siegel seiner Zunge löste, als er Irmela lustig und voller Liebreiz mit den Brüdern plaudern und lachen hörte. Er merkte; sie sah nicht auf ihn herunter, wie er erst gemeint hatte, sondern betrachtete ihn als ebenbürtig; und das gab ihm den Mut, aus seinem scheuen Zurückhalten herauszugehen und sich ihrem munteren Wesen, so gut es ihm gelingen mochte, anzupassen.

So blieb es auch, als sie beide von der Mutter in das Bodenzimmerchen geschickt wurden — es war am nächsten Morgen — um ein großes Gestell mit Drangen zu durchsuchen und die angestochten Früchte auszusondern. Wie staunte er, solche Mengen der ihm kaum vom Sehen bekannten Frucht aufgehäuft zu erblicken. Fast schmerzte ihn der Kopf vom allzu starken ungewohnten Duft. Ein schwüles, dabei wohlfiges Gefühl überkam ihn, als er so neben Irmela in stetem Berühren der Hände und im Bann ihres silbernen Lachens Drangen las. Hin und wieder hielten sie an: Irmela schälte und schnitzte dann mit geschickten Fingern eine der süßen saftigen Früchte, die er mit dem eigenen Gemüth aß, den eben nur der Reiz des Neuen, Ungekannten der frühen Jugend gewährt. Ihn erhöhte die fremde Umgebung; die ruhige, heißdumpe Speicherkammer mit dem engen Fensterchen, unter dem sie beim Essen und Faulenzen Arm in Arm gezwängt lagen, um auf die lärmhaste Straße hinunterzusehen; die Ausgelassenheit, mit der das hübsche Mädchen die glatten Kerne mit zwei Fingern in die Luft und ins Menschengedränge hinab schenkte, ein verführerisches aufregendes Spiel, an dem er sich nach längerem Zögern endlich mit komischem Ernst beteiligte. „Daß Du Dich aber unten nicht verschnaggst und uns verräthst!“ Und als er kopfschüttelnd verneinte, „Ehrenwort darauf!“ Da schlug er energisch in die ausgestreckte kleine Hand, obwohl er noch nie etwas von Ehrenwort in dieser Art gehört hatte. Gewiß aber: jetzt eher sterben als ansplandern. Es füllte ihn mit höchstem Stolz und stärkte seine schönen Gefühle für Irmela, mit ihr ein Geheimnis zu teilen. Sie merkte auch wohl, was in dem weltfremden Jungen vorging. Denn bald darauf fragte sie unvermittelt: „Weißt Du übrigens, was Mama gestern abend sagte?“ Und als er's natürlich nicht wußte, kommandierte sie ihm: „Mund auf und die Augen zu!“ Folgsam und ungeschickt gehorchte er. Da hob sich auch schon ein Drangenshörn über seine Lippen, und eine süße Stimme flötete: „Du seist ein hübscher Bub!“... Unwillkürlich öffnete er vor Glück errötend die Augen — zu früh: denn er sah Irmelas Gesicht, ihre Lippen dicht vor sich und fühlte aus ihrem Mund den wohligen, berückenden Duft der Süßfrucht. Purpurrot vor Verlegenheit fuhr sie zurück; ihr Blick nahm einen bösen Schimmer an, als sie rasch an ihm vorbei zur Tür wehte. Und weg war sie. Da sah er ratlos zwischen den vielen Drangen und sann über das räthelhafte Geschehen dieser paar Augenblicke. War's Zufall, daß sie sich so nah zu ihm beugte? Oder hatte sie ihn wirklich küssen wollen? So hochte er noch eine Weile und sinnerte in sich hinein, um endlich zum Glauben an Irmelas Liebe zu gelangen. Nicht anders war ihm, als spüre er ihre schmalen Lippen auf seinem Mund — und so empfing er in Gedanken seinen ersten Kuss von Irmela.

Am Abend. Die Zwillinge hatten den ganzen Mittag über mit ihm getollt und wirkten darum noch spät an ihren Schulaufgaben. So nahm die Mutter Irmela und den Besuch mit sich ins dämmrige Musikzimmer. Da war der rechte Ort für ihn. Warm überließ es ihn, als das süße Thema der A-Dur-Sonate Mozarts unter den weichen Frauenhänden zu klarer Innigkeit erblühte. Im Elternhause hatte er, dem Musik unzerrenntlicher Bestandteil seines Lebens war, gelernt, mit Tönen nicht nur die Sinne zu erfreuen, sondern sie innig mit Vorstellung und innerem Erlebnis zu verschmelzen. Aber noch nie war ihm Musik so nahe gegangen als an jenem Abend. Nicht weit von ihm lag, nur mehr schattenhafte Form, von grüner Lampe matt besireut, Irmelas Biergestalt in einem für sie viel zu großen Polster. Sein tiefrotes Blüsch erhöhte die reine Weiße ihrer Hände, ihres Gesichts. Was darin bei Tag etwa unvollendet scharf hervortrat, glättete das Dämmerlicht und glich es schmeichelnd aus... Wie sie sich jetzt bot, erfüllte ihn mit Entzücken: in ihr gewannen die fließenden Mädchengebilde seiner Träume Wirklichkeit und Leben. Abwesend schaute er unverwandt nach ihr hinüber, wo sie sah, in sich verloren, als saugten alle ihre Sinne die helle Mozartmelodie des immer wiederkehrenden Themas ein, und nur ihre rechte Hand regte sich mitunter, als schüttelte sie leicht ein sanfter Traum. Aber es kam nicht vom Träumen. Ohne aufzusehen fühlte sie, wie er sie anblickte, der fremde Junge dort, als seien die blaugrauen Augen unter seiner blaffen Stirn durch ein Bild aus anderer Welt gebannt. Lange hielt sie ruhig unter seinem Blick. Aber dann mußte sie hinübersehen. Das schreckte ihn auf, und einer widerwilligen Rückkehr aus fernem



Land gleich sein Erwachen. Die Furcht, von ihr in seinen Gedanken belauscht und erkannt zu sein, jagte ihm heiße Röte über die Stirn. Aber als das kluge Mädchen ihm nur harmlos zulächelte, konnte er sich aufraffen und mählich sammeln. Und während er sich noch damit mühte, schlugen am Flügel die heiteren Akkorde des Türkischen Marsches an und halfen ihm den Rest seiner Befangenheit zu verschleichen. Mit dem Bild von Irmelas freundlichem Lächeln schlief er in dieser Nacht ein, ohne sich mehr viel um die schwappenden Zwillinge rechts und links zu kümmern.

Der nächste Nachmittag brachte den vielbesprochenen Ausflug in den Stadtgarten. Auf das Landkind wirkten die ungeheuren Herrlichkeiten der Spielplätze und Tiergatter so, wie Irmela und die Brüder sich's gewünscht hatten. In ihrer lärmhaftesten Art drängten sich Hans und Arno am Spielplatz vor und rasch hatten sie sich am Rundlauf durchgesetzt, um den sich die Hauptmasse der Spielfugend drängte. Er hatte Irmela heute erst beim gemeinsamen Essen gesehen. Aber ihre Blicke sagten ihm: sie hatte den Abend nicht vergessen wie einen fliegenden Traum. Jetzt lag ihr daran, von ihm gesehen und bewundert zu werden. Und für wen sonst hätte er auch Gedanken und Augen gehabt! All die vorüberfliegenden Gestalten dienten nur dazu, seine Begierde zu erhöhen nach dem kurzen Augenblick, da sie heranglitt mit der Leichtigkeit eines frohbewingten Falter's. Aber endlich verlor das untätige Zusehen seinen Reiz, und er wünschte sich, sie möchte kommen und mit ihm alle Schätze des Parks betrachten, von denen sie ihm so sehr geschwärmt hatte. Doch Irmela, einmal im Spiel, dachte in ihrem leidenschaftlichen Tollen nicht daran, daß der Junge draußen auf mehr hoffen mußte. Auch nicht, als einer der Brüder, ihm aus der Reihe zurief: „Herein du, spiel doch auch mit, versuch's nur!“ Aber der wehrte nur heftig ab und wandte sich nach einer Weile dem See zu, auf dem fröhlichlärmende Kinder einige kleine Boote ruderten. Er kam sich plötzlich so verlassen und verarmt vor. Was hatte er sich alles von diesem Ausflug versprochen, zusammengeträumt. Und sie spielte mit andern, die sie alle Tage haben konnte, während er morgen fahren mußte. Da überfiel ihn plötzlich das Heimweh, und mit der Miene eines Ausgestoßenen blickte er in die Luft der vielen Alten und Jungen, die an den Tischen lachend und plaudernd ihren Kaffee tranken.

Plötzlich stand neben ihm ein Mädchen, das ihm schon vorher in Irmelas Schwarm aufgefallen war. Ein hübsches Ding mit schwarzen, dichten Zöpfen um die Schläfen. Sie hatte ihn offenbar schon länger beobachtet; denn sie sprach ihn teilnehmend an, als wüßte sie um seinen Kummer: „Warum stehst Du so allein? Warum spielen sie — ihr Blick deutete auf Irmela — nicht mit dir?“ Ihm kamen die Tränen mit Macht: „Ich glaube, sie hat mich vergessen . . .“ Das hatte er kaum hervorgeschluckt, da faßte ihn das temperamentvolle Schwarzköpfchen an der Hand, zog ihn zum See hin und drängte ihn an eines der kleinen Boote: „Dann fährst Du einfach Schiff mit mir, wenn sie dich stehen lassen . . .“ Und schon sah er übermumpelt im Rahn; ein leichter Stoß des Bootmannes, und er fühlte das ungewohnte Schaukeln des Fahrzeuges. Die kleine ruderte tadellos und brachte ihm rasch die wichtigsten Griffe am Steuer bei. So hätte das Abenteuer seine ganze Freude erregen können, wäre nur statt der redseligen, schwarzen Raffaella die helle Irmela vor ihm gesessen. Bald waren ihm ihre Familienverhältnisse bekannt, schon lud sie ihn zu Besuch. Ratlos stand er vor diesem Redeichwall und beschied ihr Drängen sozusagen nur mit einem zweifelnden: „Ja, wenn Irmela es haben will.“ „Ach, darum brauchst Du doch sie nicht zu fragen . . . komm morgen früh, wenn sie in der Schule ist!“ Und als er immer noch auswich, wurde Raffaella heftig und tat erboßt einen Schlag aufs Wasser, das sie beide übergoss: „Nimmer nur Irmela, Irmela, als ob es in der Stadt keine andern hübschen Mädchen gäbe. Ihr laufen sie alle nach, und schließlich laßt sie euch doch aus . . .“ Das Boot lief ein, und er atmete wie erlöst auf; Raffaellas heftige Art hatte ihn bang und scheu gemacht. Aber ihr Urteil faß. Wie ein Nagel stieß es in sein irmelagläubiges Herz. Sie meinte also nicht ernst, was sie sprach mit Mund und Augen. Es legte sich wie eifige Lustsicht um seine Seele, er verschauzte sie wie mit festem

Tor gegen alle erneuten Angriffe: Ihn sollte sie nicht auch verlassen, wenn er fort war . . . Die Freude an diesem Stadtgarten war ihm vergällt; und ohne Bedauern hörte er das Eisentürchen hinter sich — und Irmela — sie ging wie zur Veröhnung neben ihm — ins Schloß flirren. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen; allerhand gekünsteltes, verstimmtes Zeug. Bis sie dazwischen fragt: „Warum bist Du nur mit dem aufdringlichen Ding gefahren?“ „Ja, sie hat mich eben so freundlich, als ich mich langweilte.“ „Ich wollte doch gerade zu Dir kommen und auch mit Dir fahren . . .“ Zweifelnd blickte er hinüber und lächelte nur. „Wie kalt er auf einmal tun kann!“ dachte Irmela erstaunt. Sie hatte längst ihren Fehler erkannt und bedauert. Denn sie möchte den lieben Jungen weit besser leiden als einen der herausgeputzten Stadtkinder, die ihr so plump den Hof machten. Sie gab sich alle Mühe, ihn wiederzugewinnen, und spielte die Versucherin: „Sag, war es hübsch mit Raffaella?“ Der Ton ihrer Stimme verletzte ihn. „Warum fragst Du so sonderbar? Freilich war es ganz nett auf dem See!“ So ging es also nicht. Der Junge nahm alles zu schwer auf. Sie verlor rasch die Geduld, wenn ihr etwas nicht sofort glückte. Darum stampfte sie auch jetzt gleich mit dem zierlichen Füßchen auf den Boden und zeigte ihre Eiferjucht unverhüllt. „Ich mag aber nicht, daß Du Dich mit ihr abgibst. Sie hat kein Recht, mit Dir zu reden; denn Du gehörst zu uns . . .“ „Ich mocht' es ihr nicht verwehren, freundlich zu mir zu sein. Du hättest ja doch keine Zeit für mich.“ Aber als er aufschaute, sah er in ihrem Auge ein Tränchen schimmern und setzte rasch besonnen hinzu: „Biel lieber wäre ich mit Dir gefahren. Es tat mir ja so leid.“ Da kam wieder die alte Helle in ihr feines Gesichtchen, und als ein Krüppel sie anbettelte, leerte sie die ganze Barschaft ihres Perlenbeutels in die ausgestreckte Hand: „Aber Irmela, rief er entsetzt, was wird deine Mutter sagen!“ „D, sicher nichts — sie sagt mir ja selbst immer: wenn du glücklich bist, laß es auch andere spüren!“ „Und bist Du jetzt glücklich?“ Irmela blieb die Antwort schuldig, weil sie eben das schwere Häusdor öffnete. Nach einigen Schritten aber im dunklen Flur legte sie die Hand so nachdrücklich auf seine Schulter, daß es ihn wie Glid durchschauerte, und sie fragte ihn leise, nach seinem Ohr: „Sag Du . . . hättest Du Raffaella küssen mögen?“ Sie sah es nicht, aber spürte es, wie er am ganzen Körper zusammenzuckte und heftig den Kopf zur Abwehr schüttelte. Noch lag ihre Hand auf ihm, aber er verstand nicht: noch war er für die Wünsche des Stadtkindes nicht reif und kühn genug. So traten sie in den hellen Hof, wo sie sahen, daß sie rote Köpfe und befangene Blicke bekommen hatten. Rasch stiegen sie die Holztreppe hinauf, vom Dampfsaffen mit schrillen Pfeifen begrüßt.

Der letzte Morgen kam. Die Zwillinge waren aufgestanden, und auch Irmela ließ sich aus ihrem Zimmer vernehmen. Sie wäre am liebsten aus der Schule geblieben, ihn an den Zug zu begleiten, aber es ging nicht an. Sie hörte, wie die Brüder in ihrer aufgeregten Großmannsweiße dem Besuch Aufwiedersehen sagten und zum Frühstück hinuntergingen. Sie selbst trödelte noch eine gute Zeit herum, ehe sie ihnen folgte. Sie hatte ihm schon am Abend Lebewohl gesagt. Als sie sich endlich zu Tisch setzte, waren Hans und Arno schon gleich zu Ende. Auf ihr Drängen zur Eile gab sie kaum eine Antwort. Dann stoben die Zwillinge hinaus und schlugen das Häusdor hinter sich zu. Jetzt kam auch in Irmela Leben. Rasch trank sie ihre Tasse aus und eilte wieder hinauf, ihre Schultasche zu holen. Oben, vor dem Bubenzimmer, horchte sie am Schlüsselloch . . . ja, er lag noch zu Bett; sein Zug ging erst in einigen Stunden. Und entschlossen klinkte sie sachte auf. Dort lag er und starrte nach dem Fenster. Jäh fuhr er zusammen, als er sie bemerkte, und als er den Kopf wandte, sah sie die hellen Tränen in seinen Augen. Irmela verstand ihn, den lieben Jungen: der Abschied fiel ihm schwer. Da kostete es sie wenig innere Mühe mehr, an sein Bett zu eilen und sich zu ihm zu neigen: reglos lag er und schaute sie an, bis er ihre Hand auf seiner Stirn, seinen Augen fühlte und ihren Mund in flüchtigem, ihrem Kuss auf seinen Lippen. Dann hörte er sie leise sagen: „Ich hab Dich doch lieb, mein dummer Bub!“

Als er die Augen öffnete, sah er Irmelas weißes Röschchen durch die Tür wehen. Sie war weg.